

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 38

Artikel: Vor hundert Jahren : 1839 - ein bedeutungsvolles Jahr der Schweizergeschichte
Autor: Sommer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648652>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bor hundert Jahren

1839 — ein bedeutungsvolles Jahr der Schweizergeschichte

Von Dr. Hans Sommer

Wer hundertjährige Zeitungen, Zeit- und Flugschriften, Briefe und Reiseberichte durchgeht, ist immer wieder überrascht von der Gegensätzlichkeit der Bilder, die ihm dabei entgegentreten. Eine stille, heimelige, verträumte Welt, die wir Menschen des 20. Jahrhunderts gerne und oft die „gute alte Zeit“ nennen, tut sich auf: Friedliche Menschen werken auf einem kleinen, aber gesicherten Erdreich, freuen sich an Feierabenden ihres geruhigen, bescheidenen Daseins und lieben, gleich jenem Bürger aus dem „Faust“, „ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn hinten, weit in der Türkei, die Völker aufeinanderschlagen“ ... der Brunnen plätschert, Rosen- und Fliederduft streicht durch die linde Luft, die Postkutsche rumpelt über das Pflaster, und Wanderburschen ziehen jauchzend hinaus, irgendwohin in die Ferne, wo die Flüsse blinken und die Wälder rauschen.

Allein diese idyllische, biedermeierische Welt, bei der wir aus einer wirren, lärmenden Gegenwart so gerne einkehren möchten, wurde allzu oft jäh gestört. Denn heilige politische Fehden wühlten das Schweizervolk vor hundert Jahren zeitweise bis auf den Grund auf, und kaum ein Winkel blieb verschont vom Schutt und Schaum, den der heftige Wellenschlag der Zeit heranschwemmte. „Es ist sehr schwer, sich in diesem Augenblick mit Politik zu befassen. Wer sie anrührt, wird besudelt“ —, so schrieb im Frühling 1840 Jeremias Gotthelf einem Freunde. Dieses Urteil des großen Pfarrherrn und Volkserziehers aus Lützelschlüch ist wohl herb, aber in vielen Fällen durchaus zutreffend.

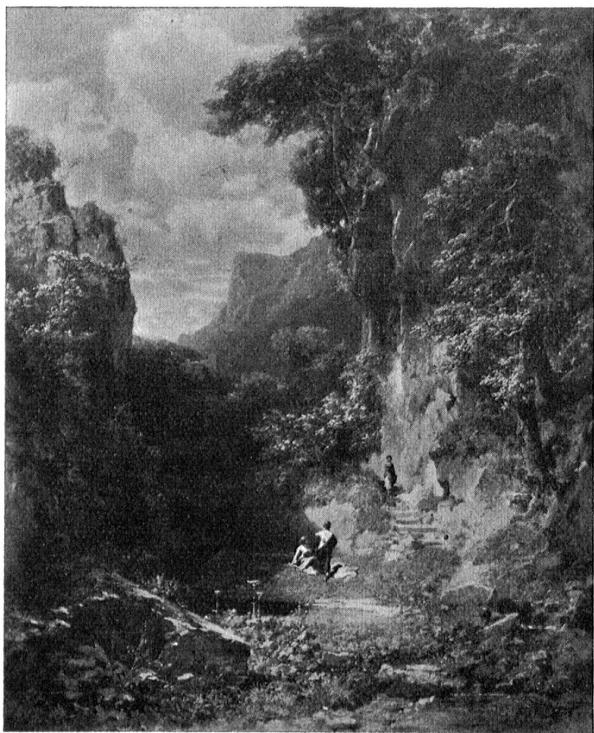
Wie manches ist doch in den letzten hundert Jahren anders geworden! Das äußere Bild hat sich seit 1839 gewaltig verändert: Die Bevölkerungszahl der Schweiz hat sich verdoppelt, aus stillen Dörfllein sind betriebsame, lärmende Industriezentren geworden, aus gemütlichen Kleinstädtchen weitgehende Häusermeere. Unsere Kinder können sich das Leben ohne elektrisches Licht und Radio, ohne Auto und Flugzeug kaum mehr vorstellen, der Weltkrieg liegt für sie bereits in ferner Vergangenheit, aber auch wir Eltern haben alle Mühe, uns in die eisenbahnlöse Zeit oder, um ein kleines Einzelbeispiel zu nennen, in die Tage des Rößlitrams zurückzuversehen.

Hat sich auch der Mensch entsprechend gewandelt und verändert? Ein Blick auf das heutige Europa ist Antwort genug: Die Menschen mit ihrem Hoffen und Streben, Irren und Straucheln sind dieselben geblieben. Ja, Not und Kampf, Vorurteil, Haß und Unzulänglichkeit bestimmen heute mehr denn je das Antlitz der Menschheit, und Nekrosche scheint mit seiner Geschichtsauffassung recht zu behalten: Geschichte ist ewige Wiederkehr des Gleichen, immer wird geschehen, was schon immer geschah: der Mächtige schlägt den Schwachen nieder, beraubt ihn, setzt sich in sein Haus, in sein Land. Doch auf dieses trostlos dunkle Geschichtsbild wirft die Schweizergeschichte der letzten hundert Jahre ein helles, tröstliches Licht. Der optimistische Glaube unserer Urgroßväter, daß Geschichte einen immerwährenden Aufstieg der Menschheit bedeute, ist nicht ganz zuschanden geworden. Die Schweizer haben, in ihrem staatlichen und politischen Leben zumal, mit den Errungenschaften einer fortbreitenden Technik und Zivilisation Schritt gehalten; ihr politischer Sinn ist reifer, ihr Sinn für Zusammenarbeit stärker, ihre staatliche Verbundenheit enger geworden. Das Schweizerhaus steht fester geziemt da als vor hundert Jahren. Diese Vorwärtsentwicklung vollzog sich nicht ohne Kämpfe; das Jahr 1847 zeugt eindeutig davon. Aber gleich wie in jedem sinnvollen Einzel Leben, wurde im Leben unseres Volkes Erkenntnis, was einst

Jubel und Jammer war, und Jacob Burckhardts Wort scheint in der Schweizergeschichte, wir hoffen es wenigstens, eine praktische Veranschaulichung gefunden zu haben: „Wir wollen durch Erfahrung nicht sowohl klug (für ein andermal) als weise (für immer) werden.“ Dieses Wort muß uns immer wieder Besinnung sein. Jede Gelehrtendarstellung soll jedem neuen Geschlecht die Erlebnisse, Irrtümer und Wirrnisse früherer Generationen übermitteln, damit es umso besser das Gebot seiner eigenen Stunde zu erkennen vermöge. Der Gegenwart möchte auch die vorliegende Arbeit dienen.

Wertvolle Einblicke in das kulturelle und wirtschaftliche Leben der Schweiz vor 100 Jahren vermittelten neben den Zeitungen die zahlreichen zeitgenössischen Reiseberichte. Trotz der noch recht mangelhaften Verkehrsverhältnisse waren die Dreißigerjahre des 19. Jahrhunderts eine sehr reiselustige Zeit. Seit der Befriedung der europäischen Zustände durch den Wiener Kongress 1815 ergoß sich der während der napoleonischen Kriege gestauten Fremdenstrom stets mächtiger über die Grenzen unseres Landes. Als ein Hort der Freiheit und ein Schmuckästchen der Natur wurde die Schweiz in allen Sprachen bejungen. Engländer, Franzosen, Deutsche und Italiener bereisten sie oder suchten hier, als politische Flüchtlinge, ein gastliches Asyl. Einen Begriff vom Umfang des damaligen schweizerischen Reiseverkehrs gibt eine Berner Zeitungsnotiz aus dem Jahre 1839. Danach beherbergten in der Woche vom 2. bis zum 9. September die stadtbernerischen Gasthäuser 1112 fremde Gäste. Berühmte Namen tauchen in den Fremdenlisten auf; am 12. Juli 1839 z. B. feierte die studierende Jugend Berns den im Gasthof zur Krone abgestiegenen Dichter Ludwig Uhland mit einem Fackelzug und einem wohlgelungenen Ständchen. Noch war zwar das Reisen nicht nur recht mühsam und kostspielig, sondern auch umständlich und zeitraubend. Als zwischen Bern und Zürich im Jahre 1835 ein Eilwagendienst eingerichtet und die Fahrtzeit von rund zwei Tagen auf 15½ Stunden herabgesetzt wurde, nahm man dies mit staunender Dankbarkeit zur Kenntnis. Eine bernische Zeitung röhmt, wer morgens 5 Uhr in Bern abfahre, könne um halb neun in Zürich zu Nacht speisen. Diese Feststellung nötigt dem Schnellzugsreisenden von 1939 ein Lächeln ab. Und doch zog die damalige Hauptstraße über Kirchberg, Murenthal, Suhr, Lenzburg direkt von Hauptstadt zu Hauptstadt und ließ die bedeutenden Landstädte wie Burgdorf, Langenthal, Olten und Brugg rücksichtslos rechts oder links liegen! Um den Plaktereien mit den privaten oder halbstaatlichen postalischen Instanzen entbunden zu sein und das lästige Umsteigen zu vermeiden, reisten viele Ausländer in Mietkutschen, die ohne Trinkgeld bei 12 alten Franken täglich kosteten, oder brachten eigene Landauer mit eigenen Kutschern mit.

Längst hatten sich die Fremdenzentren der Reise-Hochkonjunktur angepaßt. Der Oberländer schüttelte nicht mehr den Kopf über die Bergnarren; er erkannte seinen Vorteil, öffnete willig Milch- und Käsgaden, belud sich mit Brotsack, Weinlager und fremdem Reisegepäck, um als Wegweiser und Träger die kleinen Reisegesellschaften über die Alpläger von einer Talschaft zur andern zu geleiten. Man lernte, wie Othmar Gurtner launig sagt, aus Lehnstühlen langholmige Tragstühle verfertigen, auf denen man zarte Jüngferlein und doppelzentrige Mostbirnen unversehrt über die steinigen Wege schleppen konnte. Im Tal und in den Städten wurden die bestehenden Gasthäuser vermehrt und baulich verbessert, es entstanden, besonders an den Seen, zahlreiche Pensionen; auf den besuchtesten Berggipfeln erstellten



Aus der Ausstellung in der Kunsthalle Bern

wagemutige WIRTE die ersten Hotels: Rigiulm 1816, 1832 Faulhorn, 1837 Rigi-Scheidegg, 1839 Uetliberg. Nicht immer fanden die Neuerungen den Beifall der Reisenden. Guido Görres, der bereits in den Zwanzigerjahren mit seinem Vater, dem romanischen Patrioten Joseph Görres aus dem Rheinland, die Schweiz besucht hatte, schrieb den Seinen am 20. Juli 1839 von Thun aus: „Die Gegend . . . sieht immer noch so schön wie damals aus, mit dem Unterschiede, daß der Luxus in den Gasthäusern, an den Hauptorten nämlich, noch um ein Bedeutendes gestiegen ist, ohne daß man deshalb besser bedient wird. Eine neue Erfindung dieser Art sind auch die vielen sog. Pensionen . . .“ Ueber schlechte Bedienung, hohe Preise, über das Trinkgeldunwesen und Betteleien der Bergbewölkung wird in zahlreichen Reiseberichten geklagt. Unläng zu Uebergabeleungen mag da und dort das Fehlen jeglicher Konkurrenz gegeben haben. In den Seitentälern des Berner Oberlandes und des Wallis stand vor hundert Jahren noch kaum ein Hotel, während ein Fremdenplatz wie Interlaken schon um 1840 „eine englische Kolonie“ genannt wird. Die Fremden waren demnach vielfach genötigt, in Alphütten Unterkunft und Verpflegung zu suchen, wenn sie nicht bei einem Dorfpfarrer ein Unterkommen fanden. Letzteres kam ziemlich häufig vor. Der Straßburger Historiker Chr. Moritz Engelhardt z. B., der 1835 zum erstenmal nach Zermatt kam und das Dorf unter dem Berühmten Bergriesen als Kurort „entdeckte“, bezog jeweilen im dortigen Pfarrhaus Standquartier. 1839 jedoch verbot die Walliser Regierung ihren Pfarrern das Wirten, aus Gründen, die sich von selbst verstehen.

Eine vielbestaunte Neuerung im Verkehrswesen bildeten die ersten Dampfschiffe auf den Schweizerseen. Am 31. Juli 1835 befuhren die Gebrüder Knechtenhofer in Thun zum erstenmal den Thunersee mit ihrem aus Paris bezogenen Dampfboot „Bellevue“, zwei Jahre darauf setzte der Dampfschiffverkehr auf dem Bielerwaldstättersee ein, dem Hauptammelbeden des damaligen schweizerischen Reiseverkehrs, im März 1839 machte der erste für den Brienzsee bestimmte Dampfer „Gießbach“ seine abenteuerliche Reise vom Genfersee, wo er bereits gedient hatte, über Berg und Tal nach Interlaken. 26 Pferde zogen den eigens

für den Transport erstellten Wagen. „In Milden“ (Moudon), so berichtete die Allgemeine Schweizer Zeitung, „mußte ein Thorbogen abgebrochen, in Peterlingen unter dem Thore das Pflaster aufgerissen und die Straße vertieft werden, und in Bern brach unter dem Rade eine dicke, über den Stadtbach gelegte Granitplatte zusammen . . . Als den 2. März das Dampfschiff hinter dem Schloß Thun durchfuhr, war beim engen Paß ein solches Gedränge der durch Neugierde herbeigezogenen Volksmenge, daß der englische Mechaniker, der das Dampfschiff begleitete, mit einem Bein unter das Rad kam.“ Der Verunglückte starb einige Tage darauf an den Folgen der Verletzungen.

Mit welchen Schwierigkeiten die ersten Dampfschiffunternehmer zu kämpfen hatten, mag ein Bericht vom 10. August 1839 aus dem in Bern gedruckten Schweizerischen Beobachter durtun. Der Fluch Gottes ruhe auf dem neuen Brienzsee-Dampfschiff, heißt es darin; dies sei auch nicht verwunderlich, da es den armen Ruderbootbesitzern den Verdienst raube. Das Dampfschiff tauge übrigens gar nicht: „Seine Breite ist in keinem Verhältniß zu seiner Länge, daher das unangenehme, für die Frauenzimmer beängstigende Schwanken, wenn auch nur eine einzige Person sich auf dem Verdecke von ihrer Stelle bewegt. Die Maschine steht in negativem Verhältniß zur Größe des Schiffes und ist folglich Ursache, warum bei günstiger Witterung letzteres seinen Lauf nur mit Mühe verfolgt, und gut be mannte Ruderboote zu passieren kaum im Stande ist. Ein drittes Uebel sind die Flammen und Funken, welche beständig aus dem Kamine sprühen und den Passagieren Alerger und ihren Kleidern Löcher verursachen. Von einem vierten Uebel könnten die Wirthe zu Brienz ein Mehreres berichten, die für die paar Duhend Fremden, die ihnen das Dampfschiff zuführt, die unvernünftige Verpflichtung eingegangen haben, auf dasselbe jährlich 120 Klafter Holz unentgeltlich zu liefern und die Mannschaft zum Theile zu erhalten.“ Weiter sagt der Bericht, den allerdings teilweise der Konkurrenzneid distiert haben dürfte, die Gemeinde Brienz fürchte, das Schiff könnte bei trockenem Wetter das Dorf in Brand stecken; beim Landungsplatz in Interlaken sei bereits ein Hausdach entzündet worden. Schließlich weiß der Einsender von einem peinlichen Vorfall während einer Seefahrt zu berichten: nur mit größter Mühe habe eine auf dem Schiff selbst ausgebrochene, durch Funkenwurf entstandene Feuersbrunst gelöscht werden können. Reiseberichte sind stets mit Vorsicht aufzunehmen. Meinungen, Empfindungen, Betrachtungsart wechseln von Mensch zu Mensch und von Zeittabchnitt zu Zeittabchnitt. Jeder Verfasser von Reiseberichten spiegelt darin ebenso sehr sich selbst wie seine Umwelt. Trotzdem entrollen solche Schilde rungen immer ein Stück Kultur- und Menschengeschichte.

So ist es sicher nicht von ungefähr, wenn die Berichte von Schweizerreisen vor hundert Jahren im allgemeinen für den Kanton Bern nur Worte des Lobes finden. Immer wieder erhält insbesondere das Emmental mit seinem Gesamtbild von Habslichkeit, Fleiß, innerer und äußerer Sauberkeit eine ausgezeichnete Note. Aber auch andere Landesgegenden werden gerühmt. „Welcher Kontrast“, so schreibt einer 1839, „wenn man aus dem Freiburgischen kommend den Kanton Bern betrifft! Häuser, Kleidertracht, Wohnungen haben hier ein so reizendes, einladendes Aussehen, daß man nicht anders kann, als die vortheilhafteste Meinung von dem häuslichen Leben der Familien und Individuen zu fassen . . . Wir frühstückten in Neuenegg. Ich wünschte alle Tage so zu frühstücken. Ich möchte der Pfarrer seyn, der das über dem Dorfe in der Mitte von Wiesen und Baumgärten gelegene Pfarrhaus bewohnt.“ Wie allen Reisenden, so macht auch unserm Gewährsmann die Stadt Bern einen besonders guten Eindruck. „Das ist eine Stadt“, ruft er aus, „mit ihren steinernen Arkaden, ihren breiten Fontainen, ihren stolzen Gebäuden und stolzen Terrassen! Und wie wohl genährt und wohl gekleidet ist ihre Bevölkerung! wie sie behaglich wohnt!“ Ahnliche wohlwollende Urteile ließen sich beliebig vermehren. Bern durfte sich aber auch sehen lassen. Noch bot es

das schöne einheitliche Bild, wie es zu einem guten Teil das bau- und kunstfreudige 18. Jahrhundert geschaffen hatte. Noch fehlten der rund 15,000 Seelen zählenden Kleinstadt die modernen Außenquartiere und die zahlreichen öffentlichen und privaten Bauten aus dem 19. Jahrhundert, die im allgemeinen nicht schwer tragen an baulichen Schönheiten. Noch standen dagegen ehrwürdige Zeugen einer großen Vergangenheit, die später leider dem Moloch Verkehr geopfert wurden, so unweit der stilvollen Barockkirche zum Heiligen Geist der mässige, wie für die Ewigkeit bestimmte Christoffelturm mit dem neun Meter hohen hölzernen Heiligenbild, oder das alte historische Museum südlich des Zeitglockens, eines der schönsten Bauwerke des alten Bern, dessen Rokokoßassade heute als Brunnenwerk den Thunplatz zierte. Noch lief das tägliche Leben in ungefähr denselben Bahnen wie vor dem politischen Umschwung von 1830/31. Erinnert es nicht an ein gestranges Sittenmandat „Meiner Gnädigen Herren“, wenn im Herbst 1836 das Tabakrauchen auf der Münsterplattform, dem Stelldichein der Berner „beau monde“, bei 1 Franken Buße verboten wurde? Und doch fanden sich auch in Bern neue Lebensformen an. 1834 wurden als sichtbare Zeichen der neu proklamierten Gleichheit von Stadt und Land die alten Schanzen und Befestigungsanlagen abgetragen. Weniger augenfällig, aber doch bedeutsam waren verschiedene technische Neuerungen. Am 14. August 1839 z. B. wurden der Berner Bevölkerung durch das „Intelligenzblatt“ die ersten aus England eingeführten Stearinlampen, sogenannte „bougies“, zum Kauf angeboten. Ungefähr zu dieser Zeit gründeten wagemutige Männer die erste Gasbeleuchtungsgesellschaft, im März 1841 wurde der „Vertrag um die öffentliche Beleuchtung der Stadt Bern“ zwischen der Stadtverwaltung und den Herren von Sinner und von Tellenberg abgeschlossen, und am 1. Mai 1843 konnte das neu erstellte Gaswerk im Marzili den Betrieb aufnehmen. Als erste Schweizerstadt hatte Bern nach Überwindung vieler sachlicher und gefühlsmäßiger Widerstände die Gasbeleuchtung eingeführt. In den meisten Privathäusern bediente man sich jedoch noch lange der Unschlittkerze mit zugehöriger Puzschere zum Abbrechen des verkohlten Dochtes. Petroleum wurde erst etwa von der Jahrhundertmitte an verwendet. Vor hundert Jahren eroberte sich auch ein kleines, bescheidenes Instrument den stadtbernerischen Markt: die Stahlfeder. Im März 1836 empfahl die Papierhandlung Leuenberger die neu erfundene Feder mit dem Hinweis, das neue Schreibwerkzeug habe sich bereits in der Ostschweiz gegenüber der bisher gebräuchlichen Gänsefeder vorteilhaft ausgezeichnet. Endlich ist im Zusammenhang mit den technischen Neuerungen zu erwäh-

nen, daß 1839 in Bern wohl die ersten schweizerischen Photographien hergestellt wurden. Nach einem vor einiger Zeit in der „Neuen Zürcher Zeitung“ erschienenen Aufsatz diente die neue Erfindung dazu, die ursprüngliche Heimat von Landstreichern zu ermitteln; das photographische Verfahren ersparte der eidgenössischen Kanzlei umfangreiche Signalelemente.

Kehren wir zu unsren Reisefchriftstellern zurück. Viel bestaunt wurde in Bern zu jener Zeit der Bau der ersten großen Aarebrücke. Ein deutscher Flüchtling, der Altphilologe Karl Brunnemann, bezeichnete die 1844 dem Verkehr übergebene Nydeckerbrücke geradezu als „eines der großartigsten Bauwerke der Neuzeit“. Selbstredend gehörte zu einem Besuch in Bern auch damals schon ein Gang zu den possierlichen Wappentieren. Diese häuften seit 1825 im Grabenstück nördlich des Narbertores in der alten Stadt; erst 1857 bezogen sie den heutigen Graben bei der neuen Nydeckerbrücke.

Zusammenfassend ist über die Reiseberichte folgendes zu sagen: Man darf nicht vergessen, daß alle die fremden Herrschaften ihre gefärbten Brillen mit sich trugen. Man muß Gotthefs 1837 erschienenen „Bauernspiegel“ und die 1840 veröffentlichte „Armennot“ neben ihre überschwänglichen Schilderungen von der hablichen Berner Bevölkerung stellen, seinen „Schulmeister“ neben das Lob der bernischen „Schulpaläste“, das ganze Lebenswerk des großen Mahners und Volkserziehers neben alle noch so gut gemeinten Urteile Fremder, — erst dann erhält man ein Bild mit gerechter Verteilung von Licht und Schatten.

Über die tiefste Wesensart der Schweizer äußerten sich allerdings einheimische und fremde Betrachter ziemlich übereinstimmend. Johannes Scherr, der Bruder des Zürcher Seminardirektors Scherr, urteilte z. B.: „Den Schweizern fehlt der ideale, weltumfassende Sinn; sie lieben es, ihre Kräfte und Talente auf das zunächstliegende zu beschränken; praktisch, praktisch, das ist das Lösungswort, welches einem allerwärts in den Ohren schallt . . .“ Was Scherr mit einem leis tadelnden Unterton ausspricht, bestätigen andere Deutsche mit einem geheimen Gefühl des Neides. Die nüchterne Wesensart bewahre das Schweizervolk vor bittern Enttäuschungen; der praktische Sinn äußere sich vor allem in der Befähigung des Schweizers für Politik, diesem Zwischenreiche zwischen Geistigem und Praktischem, hier könnten die Schweizer Vorbild sein. Karl Heinzen sah „überrascht und erfreut die lebendige, erregte Teilnahme, die bis zum Dienstboten und zum Handwerker herab alles für die Politik an den Tag legt.“

Schluß folgt.

Heimat

Von Alfred Huggenberger

Wer wissen will, was Heimat ist,
Der mag auf stillen Pfaden gehn;
Ein Saatseld träumt, ein Weiler grüßt,
Ein Lied verklingt im Abendwehn.

Die Berge ragen hoch und fern,
Noch ist ihr Mahnen Friedensruf.
Bewahre uns ein guter Stern
Das Glück, das Fleiß und Treue schuf!

Der Gott, der uns die Heimat gab
Als ewigteures Angebind,
Er zieht die Hand nicht von uns ab,
Wenn wir der Heimat würdig sind.

Wer wissen will, was Heimat ist,
Muß Wetterwolken steigen sehn,
Daz er den Wert zutieft ermißt
Vom überkomm'nen Gottesleh'n.

Es sind uns Sorgen auferlegt —
Auch Sorgen machen stark und gut.
Was tausend Herzen heiß bewegt,
Es wird zur Macht, die Wunder tut!